№ 175. Erstes Blatt.

Freitag, 29. Juli.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.

Expeditions-Stellen: W., Lützowstraße 105 und Kronenstraße 46

Redaktion: W., Lützowstraße 105.

Chef-Redakteur: Karl Vollrath in Berlin.
Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Quien in Berlin.

Druck und Verlag der „Volks-Zeitung", Actien-Gesellschaft Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Mit der Gratis-Beilage: Illustrirtes Sonntagsblatt.

Berlin. 1892. — 40. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin:
Vierteljährlich incl. Botenlohn 4 Mark — Pf.
Monatlich „ „ 1 „ 35 „
Wöchentlich „ „ — „ 35 „

Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quart. 3.35 Mk., Monat 1.10 Mk., Woche 30 Pf.

Bei allen Postanstalten: in Preußen, ganz Deutschland und Oesterreich pro Quartal 4.50 Mark, zweimonatlich 3 Mark, dritte Monat 1.50 Mark

Einzelne Nummer 10 Pfennig.

Insertionsgebühr: Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Europäisches.

Ein Blick auf Europa muß dem ehrlichen und aufrichtigen Menschen, der sich vor Allem als Mensch fühlen möchte, die Schamröte ins Gesicht treiben. Als wenn keines dem andern über den Weg traut, so stehen die Völker Europas, bis an die Zähne bewaffnet, mißtrauisch einander gegenüber. Sind sie wirklich, was sie zu scheinen sich alle Mühe geben, ein zusammengewürfelter Haufe von Räubern und Mördern, deren keiner dem andern ein ehrlich-friedliches, freudig-tätiges und menschenwürdiges Dasein gönnt? Welch heimtückische Feigheit alsdann, die Niedertracht der Gesinnung nicht offen zu bekennen, nicht lieber mannhaft und heroisch für das verfluchte Ziel zu kämpfen und unter Umständen zu Grunde zu gehen, statt ewig und immer Freundschaft zu heucheln, da doch nur Haß und Mißgunst, Wut und Feindschaft die Seele erfüllen! Sind sie aber nicht, was sie scheinen, sind sie in der That nur brüderlichdenkende, friedliebende Genossen, wie soll man es alsdann nennen, daß keiner dieser ehrlichen Leute freimütig vortritt, sich offen zum Frieden bekennt und die Andern auffordert, mit ihm zugleich die Waffen abzulegen und sich allesammt zu friedlicher Tätigkeit zu vereinigen?

Wir haben in diesen Tagen gesehen und erleben es noch täglich, wie die jüngste und schwächste der sogenannten Großmächte, wie Italien in bedrängtester Lage mit sich ringt und kämpft, um seine innere Verwaltung mit den verfügbaren Mitteln der aufs äußerste angespannten Volkskräfte in geregeltem Gange zu erhalten und nebenher noch den vermeintlich unvermeidlichen Anforderungen an neue Opfer für seine Großmachtstellung gerecht zu werden. Ein erbarmungswürdiges Schauspiel! Und sind wir selbst und ist wohl irgend ein andres Volk Europas so sehr viel besser daran? Ueberall verschlingen die Kosten ungeheuerster Rüstungen den weitaus größten Teil des Volksvermögens; kaum, daß für die dringlichsten und wünschenswertesten Aufgaben der Kulturarbeit notdürftigste Mittel zur Verfügung bleiben. Und dabei trieft ganz Europa von Friedensversicherungen! Ist wohl ein heuchlerisch verlogenerer Zustand, ist eine größere Erbärmlichkeit in dem Verhalten vernünftiger Menschen zu einander denkbar? Das soll ein Zustand sein, würdig des „Ebenbildes Gottes," als welches nach der Lehre der Gläubigen der Mensch zu gelten habe?

Wenn nun wenigstens die Geschäfte der einzelnen Staaten von Männern geleitet werden, denen man, wenn auch hier und da Mangel an Intelligenz, so doch nicht Mangel an redlichem Willen und ehrlichen Grundsätzen vorwerfen kann, so mag man sich in seinem Gewissen mit einem solchen Zustande immerhin noch abfinden können. Tritt aber gar der Fall ein, daß eine Staatsregierung wissentlich und geflissentlich die Verpflichtungen, die sie freiwillig übernommen, nicht innehält, ja mit allerlei pfiffigen Winkelzügen die Gläubiger des Staates auf einen Zahlungsmodus und auf einen Termin vertröstet, der von dem Nimmermehrstag nicht allzu weit entfernt ist, so ist gegen eine solche Regierung die allgemeinste Entrüstung am Platze, und es wäre eigentlich nur ein Gebot internationalen Anstandes, alle offiziellen Beziehungen zu einem derartigen Regiment abzubrechen.

Es ist bekanntlich die Regierung von Portugal, die sich eine solche Pflichtvergessenheit gegen ihre Gläubiger hat zu Schulden kommen lassen. Eine sogenannte „schwarze Liste", wie in der Kaufmannswelt, giebt es im „friedlichen" völkerrechtlichen Verkehre leider nicht; aber es sollte eine geben. Und es wäre sehr gut und zweckmäßig, wenn unsere Gesandten zugleich ein wenig die Rolle internationaler Volksanwälte spielen möchten, um erforderlichenfalls rechtzeitig vor den Manipulationen solcher Regierungen zu warnen, die mit Zug und Recht in die „schwarze Liste" eingetragen zu werden verdienten.

Nun ist zwar ganz richtig, was Delbrück einmal gesagt, daß man die Dummen niemals werde verhindern können, ihr Geld los zu werden; ebenso richtig ist aber auch David Hansemann's berühmter Ausspruch, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört. Die portugiesische Regierung hat sich durch Vermittlung deutscher Bank-Institute viele Millionen deutschen Geldes verschafft und die Zinsen in bestimmter Höhe pünktlich zu zahlen versprochen. Gleichwohl hat sie die Zinsen am Fälligkeitstage nicht nur nicht bezahlt, sondern sich sogar noch für berechtigt gehalten, den vereinbarten Zinssatz für den fernen Tag, da allenfalls einmal Zahlung erfolgen könnte, willkürlich und einseitig herabzusetzen.

Das alles sind offenbar Schwindeleien, welche nur die allgemeinste Verachtung herausfordern können. Was tut nun Deutschland, um seinen Landeskindern zu ihrem Rechte zu verhelfen? Der deutsche Gesandte in Lissabon begiebt sich zum portugiesischen Minister des Auswärtigen und macht diesem Herrn mit ausgesuchtester Höflichkeit bemerklich, daß die deutsche Regierung die beabsichtigte Benachteiligung deutscher Reichsangehörigen unmöglich dulden könne. Der portugiesische Minister des Auswärtigen ist entzückt über die liebenswürdige Form, in welcher die deutsche Reichsregierung ihm ihre Fürsorge für ihre Landsleute zur Kenntniß bringen läßt; er prosept auf die alten Versprechungen neue Versprechungen, ohne daß der portugiesische Finanzminister sich um die neuen mehr kümmerte, als um die alten, und die Sache ist abgemacht.

Wie geriet nicht ganz Europa in Aufruhr, als das „mächtige England" wegen einer portugiesischen Unverschämtheit in Innerafrika dem „kleinen Portugal" ohne viel Federlesens ein geharnischtes Ultimatum zustellte, mit dem Auftauchen einiger Panzerschiffe im Hintergrunde, um es zur Wiedergutmachung des den Engländern zugefügten Schadens zu zwingen! Alle Welt schrie Zeter ob der englischen „Vergewaltigung" des „kleinen Portugals"; aber die Engländer kehrten sich nicht an das allgemeine Zetergeschrei, sie kannten die portugiesische Unverschämtheit besser und setzten kurzer Hand ihren Willen und ihr Recht durch.

Hat Deutschland nicht auch seine Panzerschiffe, die uns Jahr ein Jahr aus ein schweres Geld kosten? Wozu sind sie denn da, wenn nicht, wie es uns so oft vorgebetet worden ist, dazu, „dem deutschen Namen Ansehen und Achtung bei fremden Völkern zu verschaffen?" Da hat ein General v. Boguslawski ein Büchelchen geschrieben, um zu beweisen, daß von Zeit zu Zeit ein Krieg notwendig sei, um die Völker durch das Vergießen von Menschenblut gewissermaßen scharf zu machen wie die Jagdhunde. Wir sind nun durchaus nicht der Meinung dieses Philosophen mit Generalsrang, aber der Meinung sind wir, daß unsere kolossalen Rüstungen gar keinen Zweck haben, wenn sie uns nicht einmal davor schützen können, daß deutsche Reichsangehörige von einer schwindelhaften Gesellschaft, die sich Regierung nennt, in der unverschämtesten Weise über's Ohr gehauen werden.

So lange wir keine internationalen Gerichtshöfe haben, vielmehr jeder Staat sich selber sein Recht suchen muß, wenn er oder ein Teil seiner Angehörigen von einem andern Staate geschädigt und noch obenein mit leeren Versprechungen gehänselt wird, so lange wird uns Niemand verdenken können, wenn wir einem so elenden Gegner unsere Macht direkt unter die Augen rücken. Portugal ist reich genug, um die Millionen herauszugeben, die es deutschen Reichsangehörigen abgeschwindelt hat, und es würde eine unauslöschliche Schmach für Deutschland bleiben, wenn es in diesem Falle nicht mit aller Entschiedenheit darauf dringen wollte, daß deutsche Staatsangehörige zu ihrem vollen Rechte kommen.

Daß daraus ein Krieg nach dem Herzen des Generals v. Boguslawski entstehen könnte, besorgen wir nicht; im Gegenteil sind wir überzeugt, daß unser Vorgehen sofort von allen denjenigen Mächten geteilt werden würde, deren Angehörige gleichfalls von den portugiesischen Schwindlern ausgebeutet worden sind. Auch das dem drohenden Auftreten Englands gegen die Portugiesen ist kein Krieg entstanden, vielmehr war die ganze Angelegenheit in weniger als vierundzwanzig Stunden geregelt und erledigt. Und in ebenso kurzer Zeit würde auch dieser Zwischenfall beigelegt sein, wenn die Portugiesen sähen, daß mit den diplomatischen Höflichkeiten unseres Gesandten die Sache nicht erledigt ist.

Berlin, den 28. Juli 1892.

In dem Streit Vollmar-Liebknecht erscheint heute der „Vorwärts" auf dem Plan, also noch nicht Herr Liebknecht selbst; denn der Artikel ist nicht von ihm unterzeichnet und nach seiner eigenen in der Streitsache gegebenen Erklärung liebt er es nicht, mit verdecktem Visir zu kämpfen. Was der „Vorwärts" schreibt, ist mithin noch nicht das letzte Wort und noch nicht das Höchste, was von der anti-Vollmar'schen Seite geleistet werden wird. Der Artikel macht Vollmar zum Vorwurf, daß er den feststehenden Begriff „Staatssozialismus" willkürlich ausgelegt habe. Das, was man allgemein darunter verstehe, sei abschreckend genug, auf's Schärfste befehdet zu werden.

„Wir wenden uns," sagt das Blatt, „nicht gegen die akademische Erörterung des Staatssozialismus, obwohl unseres Erachtens etwas Neues darüber nicht gesagt werden kann, sondern gegen den Versuch, opportunistische Anschauungen in die Partei hineinzutragen und dadurch Agitation und Taktik der Sozialdemokratie, die im Boden des Klassenkampfes wurzelt, zu verwirren und zu gefährden. Würde das Proletariat — daß es nicht geschieht, dafür bürgen sein Klassenbewußtsein und seine Vergangenheit — die Vollmar'schen Wege wandeln, so zerbräche es die Waffen, mit

Aus Brüssels „tollem Viertel".

Von Julius Freund.

Mitternacht! Die Theater sind geschlossen, in den großen Restaurants werden beim flackernden Schein der letzten Gasflammen die Sessel auf die Marmortische gestellt, in den Cafehäusern gähnen die Kellner und warten ärgerlich auf den Aufbruch der spärlichen Gäste — die Stadt scheint zu schlafen, und wie eine leise Erinnerung an das verrauschte Leben des Tages wandelt noch hier und da eine verspätete Gesellschaft, ein mit sich selbst lebhaft disputirender Trunkenbold, ein Dämchen in knisterender Seide oder ein hungerblasser, obdachloser Arbeiter über die träumenden Boulevards, die immer wieder in ihre tiefe, feierliche Ruhe zurückfinken.

Aber die Stadt schläft nicht — an anderer Stelle flackert ihr Leben gerade jetzt um so wilder und feuriger empor: im „tollen Viertel", in dem winkligen Gassengewirr, das sich an die prächtige Gallerie Saint Hubert anlehnt, beginnen jetzt erst die guten Stunden der Geschäfte, eine Völkerwanderung jungen übermütigen Lebens wogt durch die Rue des bouchers und die Rue des Dominicains, vor den Chantants leuchten die roten Laternen. „Entrée libre, messieurs! Grand succès de Mlle. Theresa! — „Les pioupious d'Auvergne" chanté par la troupe! — On chante les dernières créations de Mr. Paulus! — Entrrée libre, messieurs!" schreien die zu Ausrufern avancirten rhetorischen Genies der Gasse; in breiten Kolonnen, den Cylinder schief auf dem Ohr, das Monocle eingeklemmt, eine blutrote Nelke im Knopfloch, kommen die echten und die imitirten „Pschutteux" anmarschirt, hier und da verwirren sich die aus den verschiedenen Lokalen herausströmenden Melodien zu einer ohrenzerreißenden, herzbrechenden „Musik", einem Knäuel der raffinirtesten Disharmonien, und Wagen auf Wagen klappert über das holprige, lebensgefährlich mangelhafte Pflaster.

In den Konditoreien knabbern die Damen graziös an den unvermeidlichen tortelettes de fraises, in den kleinen Delikatessläden stärken sich die jungen und alten Schwerenöter durch die stereotype Nacht-„Consommation" — ein paar Sardinen und ein Stückchen Weißbrot — für die kommende Kneipreise, die kleinen, pikanten Bedienerinnen in den Tavernen huschen lachend von Tisch zu Tisch, trinken Jedem zu und nennen die Stammgäste beim Vornamen, in dem allgemeinen Trubel nimmt der joviale „Patron" schmunzelnd die Gelegenheit wahr, ganz gemeines „Bock" für echtes, vornehmes „Münich" zu verkaufen und in wahrhaft antiker Ruhe — hochfrisirt, blitzende Ringe auf den phlegmatisch über dem Magen verschränkten Fingern — thront „Madame" hinter der Kasse.

Sie ist eine beauté von anno . . . .? Maitre Giffardin hat sie mit dem Mannesmut eines vorurteilsfreien Charakters direkt von den Brettern, welche die Halbwelt bedeuten, weggeheiratet, und nun thront sie auf ihrem behaglichen Sessel hinter der Kasse — eine Aristokratin des Viertels, aus der Brandung eines stürmischen Lebens auf dieses Eiland gerettet — und lebt ihren Erinnerungen.

Ah — sie hat deren so viele!

Unzählbar kleine, unsichtbare Fädchen gehen von ihrem dereinst so stark belagerten Herzen aus, nach rechts, nach links, nach allen Richtungen der Windrose, und wenn irgend ein alter Don Juan, der im Jahre . . . . noch ein junger Don Juan war, die Taverne betritt, so giebt es regelmäßig an einem dieser Fädchen einen Ruck und „Madame" unterdrückt einen Seufzer. — —

Von der Straße her tönt plötzlich ein wüstes Singen und Johlen und Alles stürzt vor die Tür, um nachzusehen, was es giebt.

Zwei schwerbelastete Fiaker sind eben um die Ecke gebogen, die abgehetzten Schimmel können kaum mehr vorwärts und der Wagen bewegt sich in Zickzacklinie durch die enge Passage, gerade als ob sich die Weinlaune des selig lächelnden Rosselenkers den Rädern mitgeteilt hätte.

In höchst lebensgefährlicher Stellung balanciren neben dem Kutscher zwei erhitzte junge Leute auf dem Kutschbock, zwei andere Jünglinge sind auf die sublime Idee gekommen, sich rückwärts auf das zurückgeschlagene Wagen-Verdeck zu setzen und von dort die Beine nonchalant herunterbaumeln zu lassen.

Im Innern des Wagens sitzen vier Damen in grellfarbigen seidenen Blousen. Die eine rot, die andere blau, die beiden auf dem Rücksitz schneeweiß. Aus den Taillentaschen gucken kokett die Spitzen der buntseidenen Taschentücher hervor.

Die Herren tragen die mächtigen Modehüte der Damen und die Damen haben sich die Cylinder ihrer Kavaliere aufgesetzt und deren Monocles eingeklemmt.

Dem breitrückigen Kutscher haben sie ein bunt gefittertes Damenjaquett wie einen Dolman über die rechte Schulter gehängt und zwei gelbe La France-Rosen hinter die roten Ohren gesteckt, alle haben die großen bunten Sonnenschirme aufgespannt — vom magischen Mondlicht überflutet karriolt die groteske Gesellschaft langsam vorwärts, jeden Bekannten mit dem geistvollen Chorgesange:

„Tiens, voila Mathieu, comment vas-tu mon vieux?"

apostrophirend.

Halte la!

Der Wagen hält vor der Tür eines kleinen Café-Concert. Die niedliche, schwarze Pariserin, die drin eben als „danseuse excentrique" stürmisch applaudirt worden ist, steht — an den Türpfosten gelehnt, ein durchsichtiges Spitzentuch um die nackten Schultern geschlagen — ungenirt im Kostüm auf der Straße, um ein wenig frische Luft zu schöpfen.

Drinnen, im Lokal, glaubt man die dicke, dumpfe, gesättigte Luft schneiden zu können. Im ersten Augenblick ist man kaum im Stande, die primitive Bühne im Hintergrunde des Saales deutlich zu unterscheiden.

An den kleinen Marmortischen sitzen die momentan unbeschäftigten „Artistinnen" mitten unter dem Publikum und lassen sich von den Mäcenen ihrer Kunst eine „Consommation" nach der anderen verabreichen.

Es ist unglaublich, welche Mengen von Absynth diese blutjungen Geschöpfe schon vertilgen können.

Hinten auf der Bühne singt eine wohlgerundete Tochter Albions irgend eine Sensationspiece der londoner Matrosenkneipen, während eine magere, rotblonde, sommersprossige Pariserin aus einer abgegriffenen Notenmappe ihre Nummer hervorsucht; die Veteranin dieses Kunststempels — eine bejahrte vlämische Volksängerin — gähnt herzlich und macht Anstalten, auf ihrem Sessel langsam einzudösen und das „Kind" der Truppe, die kleine, blonde Vierzehnjährige, die noch nicht weiß, was sie mit ihren langen Armen und spitzen Ellenbogen anfangen soll und eben mit unreifer Stimme und leider nur zu reifem Verständniß ein Lied gesungen hat, über das ein preußischer Dragoneroffizier erröten könnte, zählt emsig nach, wie viel Centimes sie beim Absammeln in dem dicht gefüllten Raume diesmal zusammengebracht hat.

Unten am Klavier sitzt ein langhaariger, verloddert aussehender Mensch und begleitet in geradezu meisterhafter Weise, diskret und dabei doch pointirt. Seine kleinen Variationen adeln die vulgärsten Weisen und seine Präludien verraten den Künstler.

Er bemerkt, daß ihm Jemand mit Interesse zuhört und wendet sich um.

„Nicht wahr, mein Herr, Sie staunen?" sagt er mit rauher, heiserer Stimme. „Ich habe das Conservatoire verlassen, mit dem ersten Preise gekrönt. Die Zeitungen haben über mich geschrieben — in einer Soirée beim Grafen von Flandern habe ich meine Kompositionen gespielt. Und heute! Was wollen Sie? — schließlich will man doch leben! — Sie zahlen doch einen Cognak, Monsieur?" setzt er mit dem stereotypen Ton der Gewohnheitsphrase hinzu.

„Nummer 13!" kommandirt die rotblonde Pariserin und wirft ihm ein Notenheft zu.

„Ich warte nachher auf Dich!" flüstert sie leise, während er zu präludiren beginnt